

Die Neue Welt

Nr. 33

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

Jakob.

Roman von Alexander S. Kielland. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

(Fortsetzung.)

Herrn Jessen gegenüber war Törres jetzt der ernsthafteste Kollege, der davon sprach, wie bedauerlich es wäre, daß die beiden einzigen Leute in der Stadt, die etwas vom Detailgeschäft verständen, sich in einer mühsigen Konkurrenz vermugen sollten. Weber Brandt noch Kornelius Knudsen taugten etwas; nein, das Geschäft der Gegenwart wäre die Spezialität, sagte Törres.

„Aber die großen Magazine —“ wandte Jessen ein. „Passen nicht für uns,“ antwortete Törres kurz und sicher.

Aber Herr Jessen war ein vorsichtiger Mann mit Geld. Er hatte etwas zurückgelegt — er auch; aber ein kostspieliges Geschäft in Seide, Sammet, Möbelstoffen und Teppichen, so wie Törres rieth, schien ihm doch zu kühn.

Inzwischen begnügte sich Törres nicht mit Rath und Aufmunterung; es gelang ihm auch, den Bankpräsidenten für die neue Kraft zu interessieren, da dieser in seinem Hause einen sehr theueren Laden zu vermieten hatte, den er gerade passend für Herrn Jessen fand.

Die Bank stand also für einen anfänglichen Kredit offen; Törres meinte, er könnte Geld genug auf Darlehen anschaffen, und sobald Jessen anfing, auf all Das zu hören, wurde er schon von Handlungsreisenden überlaufen, welche ihn zu beglückungswünschen und ihm Alles anboten, was er haben wollte, und Frist — Einer länger als der Andere.

„Wenn Du Dich jetzt etablierst, machst Du wohl auch Ernst in dem mit Fräulein Thorsten?“ sagte Törres eines Tages.

Anton Jessen fuhr zusammen und sah ihn an, ob es Spott wäre. Aber Törres fuhr ganz unerschuldig fort:

„Sie ist unbedingt die Erste in ihrem Fach — hier in der Stadt.“

„Ich sähe ungern meine Frau hinter dem Ladentisch,“ sagte Herr Jessen.

„In Paris steht in allen feinen Geschäften die Frau, wenn sie hübsch ist, im Laden,“ sagte Törres; und er merkte dem Anderen an, daß sein weit angelegter Plan endlich in Gang kam.

„Dann käme doch auch der Klatsch einmal zu Ende,“ fügte Törres hinzu und stand auf, denn es läutete an der äußeren Thür zu seiner Wohnung.

„Was meinst Du?“ fragte Jessen leise.

„Du hast natürlich auch Schlechtes über Fräulein Thorsten und mich gehört; wenn man zusammensteht, soll es ja immer heißen —, aber das ist nur Klatsch — kannst Du glauben —“

Törres ging aufzumachen.

Anton Jessen sah wieder da mit heißem Kopfe. Er wußte, Törres log, log ihm geradezu in's Ge-

sicht. Aber warum konnte er da nicht auf den Tisch schlagen und sagen: „Du lügst!“ Warum wußte er schon, daß er sich biegen mußte? Mitspielen in der Komödie, thun, als ob er glaubte, weil dieser Lügner so frech und so stark war? Warum hatte er nie die Kraft, das zu thun, was er wollte?

Als Törres den Besuch abgefertigt hatte, kam er zurück und sagte so von oben hin:

„Wovon sprachen wir doch? Ach ja, Du wolltest heirathen; ja, das ist das einzig Vernünftige, wenn man ein eigenes Geschäft hat.“

Alle diese Aufmunterungen waren zu viel für Anton Jessen. Der geheime Glauben an ein Talent, das hervor wollte, und nun all Das, was ihn hindrübte zu einem eigenen feinen Geschäft, dem Ziel seiner Wünsche, hin zu Fräulein Thorsten, um welche zu schwärmen seine Phantasie so gewohnt war, all dies stieg ihm zu Kopfe und gab ihm für eine Zeit mehr Muth, als er je befehlen hatte. Er kündigte seine Stelle bei Brandt, mietete Christensen's Laden, machte Einkäufe für das Geschäft und freite muthig um Fräulein Thorsten.

Ihr Herz, welches eine kurze Weile ganz bei Törres gewesen, begann sich wieder schmerzlich zu theilen. Aber während ihre altjüngferliche Bewunderung für den zierlichen Herrn Jessen wieder aufzuleben begann, stand gleich daneben ein düsterer Schatten, der sie an sich zog, eine widerstandslose Hingabe, welche sie im voraus verspürte, sobald er winken würde, er — der die Macht hätte.

Aber er störte sie nicht, nicht mit einem Blick. Er führte sie dem Andern zu, ebnete ihren Weg. Und als die Verlobung zu Stande gekommen war, schien er noch froher und eifriger als früher, sie zusammen und das Geschäft in Gang zu bringen. Nur dann, wenn die Drei allein zusammen waren, konnte einmal ihr gemeinsames Bewußtsein, mitten in Spah und Fremdschaft, zwischen ihnen durchgleiten wie ein Gespenst, das sie Alle sahen.

Gegen Frühlings Anfang, eines Donnerstags Nachmittag, gab es eine große Versammlung von Frauenleuten vor der Kirche, und die Menge wurde durch Vorbeigehende vermehrt, die stehen blieben, die seine Hochzeit anzusehen.

Es war Herrn Anton Jessen's Hochzeitstag, und es gab viele Dinge bei dieser Hochzeit, welche die ganze Stadt interessirten. Obgleich das Brautpaar nicht großen Familienanhang hatte und auch nicht zu den Feinsten gehörte, hatte doch Herr Jessen's neues elegantes Geschäft in Verbindung mit den großartigen Hochzeitsvorbereitungen die Gemüther in Aufregung versetzt.

Man wußte Alles, was für die Braut aus Hamburg verschrieben war, und daß die kleine Frau

Jessen von ihrem Sohne ein fertiges, seidenes Kleid bekommen hatte, direkt aus Paris.

Die Verwunderung war allgemein und bitter. Besonders ereiferte sich Frau Bankpräsident Christensen über all die Verschwendung bei solchen Leuten. Aber sie verstummte, als sie selbst eingeladen wurde und hörte, daß Christensen sogar in die Kirche mitgehen wollte; — Herr Jessen war eine junge Kraft in der Stadt und mietete außerdem ihren großen Laden.

Die kleine Frau Jessen schwamm mit dem Strom wie ein fortgerissenes Hausgeräth in einer Ueberschwemmung. Vom ersten Abend an, als ihr Sohn ihr mit flotter Miene erzählte, daß er nun damit ein Ende machen und sich verheirathen wollte, war sie aus dem Gleichgewicht gekommen, und fand sie es auch nicht wieder in der bewegten Zeit, welche der Hochzeit vorausging.

Anton Jessen hatte seine Stelle im besten Einverständnis mit seinem Chef verlassen. Freilich hatte Gustav Krüger ihm prophezeit, daß er sich binnen drei Jahren ruiniren würde. Aber Krüger kannte allzugenut das Fieber, auf eigene Füße zu kommen, welches unwillkürlich die jungen Leute auf einem gewissen Punkt ergreift; er war sogar gutmüthig genug, seinen Namen auf einen Garantieschein zu setzen, auf dem schon Cornelius Knudsen und Bankpräsident Christensen standen.

Dies hatte Törres zu Stande gebracht, wie es auch sein Werk war, daß Geld zu Allem und Kredit zu noch mehr da war; und so lagen Glanz und Erwartung über dem Tag und über dem feierlichen Augenblick, als Bankpräsident Christensen wie ein trefflich dressirter Elefant die kleine Frau Jessen in perglaun moirée durch die Kirche führte.

Die Braut war entzückend; etwas blaß, schien es den Damen. Aber alle Mannsleute, welche sie in der weißen, glatten Seide mit dem Schleier über dem Rücken sahen, die ganze volle, kleine Figur, so zart und so weich — alle Mannsleute fanden sie vertauselt schön! Törres hatte sie mit Willen nicht angesehen, obschon er im Brautgesolge war.

Er achtete auch nicht auf die Aufmerksamkeit, welche es unter den Leuten erregte, daß er Frau Knudsen als Dame bekommen hatte; er dachte auch nicht daran, wie viel Wisse über ihn und die Braut gemacht wurden, und wie viele Prophezeiungen über ihn und Frau Knudsen. Er hatte mit aller Hartnäckigkeit diesen ersten Theil seines Planes ausgeführt, ohne an Anderes zu denken. Erst in dem Augenblicke, als er die Kirche durchschritt und einen Myrthenkranz, einen weißen Schleier und ein paar feine krause Locken um einen Nacken schimmern sah, erst jetzt war es ihm, als ginge er in einem Traume, aus dem er nicht aufwachen konnte.

Der Pfarrgeistliche predigte so lange über: „Ihr sollt werden ein Fleisch,“ daß die armen Brautjungfern, welche mit dem Gesicht zum Gesichte saßen, schließlich nicht wußten, wo sie ihre Augen verbergen sollten. Aber als Törres hörte, daß die Beiden jetzt unwiderlich Mann und Frau waren, fuhr er zusammen und sah den Priester an, als ob er ihm etwas zurufen wollte. Aber das ging vorüber, und sie kamen Alle wohlbehalten heim in's Hochzeitshaus.

Der Bräutigam hatte sich in der Kirche gut gehalten, obgleich er sehr blaß war. Das allgemeine Urtheil war, daß er zierlich war: von Kopf zu Fuß nett und fein, neuer Anzug, ganz kleine Lackstiefel mit Schleifen, hoch geschlossener englischer Kragen und das Haar modern, als ob seine Schädeldede vom Scheitel aus dünn mit Delfarbe überfärbt wäre, nach vorn gestrichen.

Als er aber heim kam, mußte er hinein und sich auf Mutter's Bett legen, wo sie ihm Bouillon mit Ei brachte; inzwischen nahm die junge Frau die Gratulationen entgegen.

Törres näherte sich nicht; er war in das Hotel hinübergegangen, wo das Mittagessen servirt werden sollte, und wo er selbst Jessen bei einem großartigen Arrangement geholfen hatte. Sobald die Gäste versammelt waren und der Bräutigam wieder so weit auf dem Posten war, ging man in dem großen Speisesaal zu Tische.

Bei Tische war es ziemlich steif. Auch Törres verhielt sich ruhig, nicht so sehr, weil er Angst hatte; er hatte zwar schon viel von seiner Sicherheit wiedergekommen, und außerdem war er hier von seinen Leuten umgeben; die jungen Damen von der Ladenbranche lachten sich fast zu Schanden, wenn Herr Wall nur den Mund aufthat, und Alle in diesem Kreise bengten sich vor ihm. Aber sie verwirrte ihn immer mehr — die Braut, so wunderschön wie sie dasaß an der Seite von — diesem Jessen.

Im Gedränge nach Tisch wurde Törres mit seiner Dame gerade auf die Newermählten hingedrängt, und ehe er es merkte, stand sie dicht vor ihm, warm nach dem Essen, süß und lächelnd unter Gästen und Freundinnen.

Aber plötzlich wurde ihr Gesicht fast zu Stein; denn während er auf sie niedersah, wurden seine Augen ganz wild, so wie sie sie in der Zeit ihrer heißesten Liebe gesehen hatte. Und ihr schien bereits, als fühlte sie seine starken Hände, bereit, sie aus der Menge hinauszuhoben. Sie faßte ihn schnell an beiden Handgelenken und zwang sich, zu lachen: „Wir wollen doch Wall danken — Anton — für seine gute Hilfe!“

Törres schöpfte Athem und wachte gleichsam auf; er schüttelte dem Bräutigam die Hand und bahnte sich darauf einen Weg hinaus in die Rauchzimmer, wo es nur Tabak, Kaffee und Mannsleute gab.

Als die feierlichen Gäste gegangen waren, wurde lustig getanzt von den vielen Freunden und Freundinnen des Brautpaares, welche zu „Nach dem Essen“ eingeladen waren. Und es wurde ein ungezwungener Ball von jungen Kaufleuten mit ihren Damen, zwischen denen der alte Konful Witth herumging und sich trefflich amüßte.

Da eine Hochzeitsreise nicht gemacht werden sollte, war es unter den Nächststehenden verabredet, daß das Brautpaar um halb Eins in aller Stille verschwinden und heimfahren sollte, ohne das frohe Fest abzubrechen. Und je später es am Abend wurde, um so unruhiger wurde Törres, welcher inzwischen am eifrigsten tanzte. Aber in Wirklichkeit rastete er auf jede Minute, die verrann, und wußte immer, wo die Braut war, obschon er nicht mit ihr tanzte.

Und ihr war andererseits so Angst geworden vor der Aufregung, in der sie Törres sah, daß sie schon vor der Zeit ihren Mann bat, nach dem Wagen zu sehen. Jetzt fürchtete sie weniger das erste Alleinsein mit Jessen, als Törres Wall inmitten der großen Gesellschaft.

Ihr Mann hatte auch seinen Muth so kräftig gestärkt, daß er ganz kleine Augen davon bekommen hatte und immerzu lächelte. Und auf seiner etwas

schwermüthigen Junge hatte sich ein Wort festgesetzt, daß er andauernd mit listiger Miene wiederholte: „Schwupp, meine Damen! Es ist Alles bezahlt.“

Eine andere Antwort gab er auch seiner kleinen Frau nicht, aber der Wagen war da; sie entwischte aus dem Saal, ohne daß es Jemand merkte.

Aber Törres fühlte es sofort, und seine Unruhe stieg, während sie oben war, um ihre Kleider zu holen. Er war halb im Saale drinnen und halb draußen auf dem Gange, zu welchem die Thüren der Hitze wegen offen standen. Er kommandirte eine große Blumentour und die Damen rissen sich um ihn. Als er aber ein paar kleine, weiße, seidene Schuhe auf der Treppe schimmern sah, verlor er alle Besinnung.

In der Thür standen einige junge Herren, und draußen im Gange stand Anton Jessen mit seiner Mutter; sie wollte noch im letzten Augenblick ein paar Worte mit ihrem Sohne reden, aber er antwortete ihr nur ungeheuer verschmigt: „Schwupp, Mutter! Es ist Alles bezahlt!“

Als die Braut kam — ganz eingehüllt bis auf die weißen Schuhe — drängte Törres sich zur Treppe vor und, ehe sie es wehren konnte, umfaßte er sie und trug sie hoch auf den Armen hinaus durch den erhellten Gang, wo Gäste und Hotelbedienten lachend zur Seite wichen — ganz hinaus auf die Straße, wo der Wagen wartete. Er hatte keinen Gedanken in seinem Kopfe, als mit ihr hineinzuspringen, fortzufahren und sich den Teufel um die ganze Gesellschaft zu kümmern.

Sie verstand ihn und flüsterte in ihrer äußersten Noth:

„Nein — Törres! Nein! — Du bist toll! Später — Liebster — später —“

In diesem Momente kam Jessen hergestürzt; die Anderen hatten ihn fortgepusht; er stolperte und fuhr gerade auf Wall los, der eben die Braut in den Wagen gesetzt hatte.

„Schwupp! Meine Damen!“ rief der Bräutigam vergnügt.

Aber Törres gewann noch einmal Macht über sich. Er nahm den kleinen Bräutigam und beförderte ihn derart in den Wagen, daß Herr Jessen plötzlich in einen äußerst getränkten Ton umschlug indem er höflich, aber kühl Herrn Handlungsgehilfen Wall darauf aufmerksam machen wollte, daß Alles bezahlt wäre.

Törres schlug die Thür zu und rief rasend dem Kutscher zu: „Fahr ab!“

Und als ob die Pferde die Leidenschaft fühlten, die darin lag, zogen sie an, und der Brautwagen rollte lautlos fort auf den weichen wiegenden Federn.

Aber Törres stürzte wieder hinein, brachte den Ball in neuen Zug, tanzte und trank bis zum hellen Morgen.

XIV.

Als Törres am nächsten Tage erwachte, hatte er zuerst das schreckliche Gefühl, es wieder mit einem neuen Skandal überschüttet zu haben.

Aber als sie sich verzogen — die schweren Nachtnebel, und die Dinge in ihrem Zusammenhange herauskamen, fühlte er mit unfäglicher Erleichterung, daß gar nichts Schlimmes vorgefallen wäre, jedenfalls nichts so Schlimmes, daß es nicht bald als Muthwille und Spaß vergessen sein würde.

Er hegte aber, wenn er daran dachte, wie nah er gewesen war! — um ein Haar wäre er in den Brautwagen gedrungen! Lange saß er aufrecht im Bett und überlegte.

Und er kam dazu: das Gefährliche und Furchterliche an den Weibsleuten — das ist, daß sie vollständig unentbehrlich sind. Nie ist eine Berechnung sicher, wenn sie dabei sind, und dabei müssen sie sein.

Nun hatte er seinen weitreichenden Plan so sicher angelegt, so fest beschlossen; durch mehrmonatliche Beharrlichkeit und Umsicht nach allen Seiten hatte er den ersten Knoten geknüpft: Jessen's Geschäft und Ehe. Und nun war er schließlich bei sich selbst nicht weiter gekommen, als daß er um Haaresbreite das Ganze zerstört hätte.

Und das eines Weibes wegen, mit dem er im

Grunde fertig war, und das außerdem fein war und blieb, wenn er wollte. Mit tiefer Scham dachte er Jakob's, der ohne Wirren sieben Jahre um Rachel diente.

Wie er es heute ansah, stand es wieder so für ihn, wie es vorgestern und während der ganzen Arbeit mit Jessa gestanden hatte — nämlich so, daß es sehr bequem war, Raja Thorsen mit solch einem bishen Mannsvolk verheirathet zu sehen.

Und er dachte an Julie Krüger; jetzt könnte er es mit Ruhe ausführen; zu schnell, das hätte ihm hier sündhaft geschienen. Aber die Andere — sie, die reizende geschiedene Frau! — Ob er je seine Rache haben würde?

Törres kleidete sich an, während er Gott immer dankbarer dafür wurde, daß er ihn im letzten Augenblicke nicht hatte in's Verderben stürzen lassen. Darauf nahm er seine Bücher und Papiere hervor, notirte sich Wechsel und Darlehen, die in den nächsten Tagen verfielen, und machte die Liste der Schuldner, welche sein Kommissionär im Laufe des Tages heimsuchen sollte.

Er vertiefte sich lange in ein besonderes Buch, in welchem alle Wechsel Cornelius Knudsen's notirt waren, sowohl die eigenen, als die aus der alten Verbindung mit Brandt und der neuen mit Anton Jessen — außer dem Garantiedokument ein paar kleine Wechsel, welche Frau Knudsen ihrem früheren Kommiss nicht hatte abschlagen wollen.

Er wurde ernsthaft; in Gedanken verzehrte er sein Frühstück mitten unter seinen Papieren und Berechnungen. Er konnte noch lange Zeit brauchen, aber er dachte an Jakob und die sieben Jahre — so lange sollte es jedenfalls nicht dauern.

Wenn er jetzt zur Bankzeit in's Geschäft kam, war es freilich genug. Im Laden war eine Konsine von Fräulein Thorsen eingetreten, die auch Fräulein Thorsen hieß, außerdem noch eine junge Dame, und der Lausburger Nevert war zum Kommiss mit Pomade im Haar befördert. Das Geschäft war gewachsen, so daß immer im Comptoir genug zu thun war, wo Törres nach und nach die ganze Arbeit übernahm, während Frau Knudsen, als der eigentliche Prinzipal, ihren Platz am Pulte behielt.

Aber immer mehr war sie unter den mächtigen Einfluß seiner Arbeitskraft und seiner Jugend gerathen. Sie konnte jeden Tag ihren Platz im Comptoir so ruhig und kalt einnehmen, als ob nichts im Wege stünde, und doch zog eine neuliche Unruhe ein mit diesem langen Mannsbilde, das beständig mit ihren Augen einen beschäftigt war, für sie arbeitete wie ein Diener, that, als ob er auf ihre Befehle hörte, während sie im Innersten fühlte, daß er schon über sie herrschte.

Er hatte jetzt — ohne daß sie auf irgend eine Art angehen konnte, wieso — aber sei es Schuld war es, daß sie sich vollständig von ihrem alten Freund und Berather Gustav Krüger getrennt hatte. Sie waren gar nicht Unfreunde geworden; es war nie ein böses Wort zwischen ihnen gewechselt, aber es war ihnen nicht möglich, den kameradschaftlichen Ton wiederzufinden. Krüger hatte es probirt, aber es mißglückte; sie hörten Beide den falschen Ton; es war etwas zwischen sie gekommen, was das Verhältniß für beide Theile zerstört hatte.

Jetzt kam es nie mehr vor, daß Krüger hineingelaufen kam — mit Vorliebe barhaupt, entweder zu einer kleinen Unterhaltung oder mit einem Papier zur Unterschrift. Jetzt wurden die Wechsel von einem Boten gebracht, und es war immer ein peinliches Moment. Denn Herr Wall notirte sie äußerst genau in das Wechselbuch, obschon es nur Endossements waren; er verglich die Beträge von Mal zu Mal, zeigte die Erneuerungen an und fragte bei jedem neuen Papiere ausdrücklich, ob sie auch das zeichnen sollten.

Und bei alledem hatte er eine Miene, welche sie tränkte und ängstigte. Er sagte einmal: „Die vermehren sich, diese Brandt'schen Wechsel!“; das durchfuhr sie. Ihr schien es auch so; überhaupt war es ein Knittern von Wechselpapier und ein Gereune zur Bank, wie man es zu ihres Manneszeit nie gekannt hatte. Er hatte wohl Recht — Herr Wall, daß dies die neue Mode war, und Krüger machte

es ebenso. Wenn sie ihn doch nur zu Rathe gezogen hätte!

Schon viele Male, seit er hier in's Haus gekommen, war Törres Wall's brennende Sehnsucht um die erhabene Frau Knudsen gekreist, die so ganz verschieden war von dem kleinen Fräulein Thorsen und seinen anderen Dämchen. Und es gab auch eine Zeit, wo seines Lebens größter Plan darin gipfelte, Frau Knudsen zu heirathen und das Geschäft hinaufzuführen, bis Brandt zermalmt und die Rache vollführt wäre.

Aber jetzt gingen seine großen Pläne weit darüber hinaus, und er durfte sich nicht durch diese Weiber von seinem Wege abbringen lassen. Stalt stellte auch er sich jeden Morgen ein, aber die Mühe kam über ihn während des Tages, so daß er manchmal keinen anderen Rath wußte, als hinunter zum Speicher zu gehen und Simon Barhong das Leben mit seinen Unrührerleien schwer zu machen.

Wenn sie über ihr Pult gebeugt saß, so daß er nur die weiße Stirn mit dem glatten, schwarzen Haar sehen konnte, die dunklen Augenbrauen und die über den großen Augen zart gewölkten Lider, konnte er von einer betäubenden Lust erfährt werden, von seinem Kopf herunter zu springen, hinzulaufen und sie zu umfassen. Und wenn sie — wie jetzt während des Frühlings — zusammen arbeiteten bis spät am Abend mit den neuen Baaren, die zu kalkulieren und zu ordnen waren, wurde es ihm immer schwerer, schließlich seinen Hut zu nehmen, trocken Gutenacht zu sagen und allein heimzugehen an dem hellen, frischen Frühjahrsabend.

In seiner Noth versiel er darauf, seinen Freund, Prediger Opstad, im Hause einzuführen. Und das war insoweit günstig, als Frau Knudsen jetzt, da sie zu Dritt waren, ihren ersten Kommiss von einer amüsanteren und heiteren Seite kennen lernte, als sie ihr ernsthaftes Geschäftsverhältnis bisher hatte merken lassen; und so wurde die Lust etwas weniger schüchtern zwischen ihnen, während die Zeit verging und das Geschäft beständig in die Höhe getrieben und erweitert wurde.

(Fortsetzung folgt.)



Till Eulenspiegel.

Von Manfred Wittich.

In in zahlreichen Volksmärchen verschiedener Nationen wiederkehrender Zug ist der, daß irgend ein Afschenbrödel, oder ein dummer jüngster Bruder immer und allezeit von aller Welt hinter seine Geschwister zurückgesetzt, verachtet und verspottet wird, aber am endlichen Ende durch Herzensgüte oder Mutterwitz den Sieg über Jene davonträgt, schwere Fragen und Aufgaben löst, die Brant heimführt oder den Prinzen heirathet. Das Volk, welches solche Märchen schuf, hatte eben seine Freude daran, das natürliche, gute Herz des gemeinen Mannes über die Etikette der „guten Gesellschaft“, den gesunden Menschenverstand über die Weisheit der Buchgelehrten und über die Weltklugheit der Vornehmen siegen zu sehen.

Einer der vornehmsten Vertreter der sieghaften Volkseinfalt über höher Gebildete oder angesehenere Schichten der Gesellschaft ist der Held zahlreicher Schwänke, dessen Name Weltberühmtheit erlangt hat, unser Till Eulenspiegel.

In einer Arbeit über die Satiriker des 16. Jahrhunderts bemerkt L. Geiger: „Eulenspiegel ist ein ungezogener, oft unflätiger Geselle; er foppt alle Welt, häufig nicht auf sehr feine Weise, er sammelt Schläge, nicht selten wohlverdiente, von allen Seiten. Seine Ausgelassenheit begleitet ihn von der Wiege bis zur Bahre; von seiner dreimaligen Laufe bis zu seinem ungezogenen Bekenntnis auf dem Todtenbette wimmelt das Buch, das seinen Thaten gewidmet ist, von Tollheiten und Ausgelassenheiten. Aber nicht das interessirt uns an ihm, nicht das kennzeichnet sein Wesen; dieses besteht vielmehr darin, daß er seinem Herrn nur nach dem Wort folgt, nicht nach der That. Dadurch nun, daß er vermöge seiner angeborenen oder angenommenen Thorheit die Auf-

traggeber foppt, rächt er die geistig Niedrigstehenden an Denen, die auf ihre Weisheit stolz sind, die Thorheit triumphirt über die eingebildete Weisheit.“

Geiger stellt Eulenspiegel in gleiche Linie mit dem allezeit siegreichen, verschlagenen Keinecke Fuchs, den vielgewandten Schelm und Schalk der deutschen Thierfage. Man kann die Sammlung von Schwänken Eulenspiegels auch in Vergleich stellen mit den berühmten Schelmen- und Bagabunden-Romanen, die freilich erst mit dem „Lazarillo de Tormes“ als Mendoza (1554) in Spanien aufkamen und bald bei den meisten Kulturvölkern eifrige Pflege fanden.

Vollschämliche Schwanksammlungen, wie die Abenteuer Till Eulenspiegels, können vielleicht geradezu als die Vorstufe jener Schelmenromane der Kunslitteratur betrachtet werden.

Endlich berührt sich der Till Eulenspiegel auch mit frühzeitigen und älteren deutschen Litteraturerzeugnissen, mit den Narrenbüchern, die wieder ihre Vorläufer in der Spielmannspoesie, z. B. in den derbhumoristischen Dichtungen, in welchen der Schalksnarr Markolf mit dem weisen König David zusammengebracht wird und dessen übermenschlich gepriesene Weisheit gar lustig verhöhnt.

Till Eulenspiegel selbst, ohne Zweifel eine geschichtliche Persönlichkeit, erscheint durchaus als ein Vertreter des fahrenden Volkes jener älteren Zeit, das gabezehrend singt, fiedelt, allerhand Gaukelwerk treibt und sich oft mit Noth und Hunger kämpfend durchschlägt, so gut und so schlecht es eben geben mag. Die fahrenden Schiller, welche oft genug mit der Einfalt des Landbewohners ihr spöttisches, betrügerisches Spiel trieben als angebliche Teufelsbanner und Schatzgräber und dergleichen, sind ebenfalls zum Vergleich heranzuziehen. Diese Spruchsprecher (Deklamatoren, Rezitatoren), Wappendichter, Stegreifpoeten und Gelegenheitsdichter, diese „Joner“, „Luraffen“, „Schlauffaffen“, „Freihartsknaben“, „Feihetter“ und wie sie sonst die ältere Zeit nannte, sind diejenige Sippe der mittelalterlichen Gesellschaft, zu welcher auch Till Eulenspiegel zu rechnen ist; seine Streiche und Abenteuer gehen in demselben Fahrwasser wie das Leben Jener.

Durch seinen Namen schon, der international-sprichwörtlich geworden ist — die Franzosen nennen einen Schelmen und Narren *Espiègle* (Espiegli) und seine Wige und Streiche *espiègleris* (Espieglerhi) — war unser Till zum Schalksnarren so zu sagen prädestinirt (vorausbestimmt). *Ill* heißt in westfälischer Mundart so viel wie *Stobold*; unser modernes Wort *Ill*, die Bezeichnung für einen Scherz oder Spas, ist dasselbe. Die westfälische Mundart kennt auch ein Eigenschaftswort *ülig*, das so viel wie ungezogen bedeutet.

Till war als eines Bauern Sohn geboren in Aneiklingen im Braunschweigischen, lehrte der Bauernarbeit den Rücken und ward ein fahrender Gesell, der sich mit derbem Humor über alle Welt lustig machte und stets befißen war, wie das Sprichwort sagt, nicht ohne Nutzen von der Bank zu fallen und immer die Lacher auf seiner Seite zu haben.

Zu Mölln sieht man einen Grabstein, auf dem ein Mann in der Gewandung eines fahrenden Gauklers abgebildet ist, der die Arme emporhebt und in der einen Hand einen Mundspiegel, in der anderen eine Gule trägt. Die Inschrift sagt, daß hier Eulenspiegel begraben liegt. Eine Chronik meldet, daß er bei einer großen Seuche 1350 gestorben sei. Der Verfasser, Kaspar Abel, sagt in der Sprache seines Landes und seiner Zeit: „Doffulbst sterff Mlenspiegel to Mölln.“ Der Stein ist erwiesenermaßen erst aus dem 17. Jahrhundert, aber doch wohl der Ersatz für einen ersten älteren.

Lange Zeit gingen die Berichte von Eulenspiegels Abenteuern nur mündlich um auf niedersächsischem Boden, bis etwa um 1483 eine erste Zusammenstellung schriftlich veranfaßt wurde, die uns nicht erhalten ist, jedenfalls in niederdeutscher, plattdeutscher Mundart. Dieselbe ward in's Hochdeutsche übertragen und erlebte nun viele Auflagen; der älteste erhaltene Druck datirt von 1515. Das Buch ward in alle möglichen fremden Sprachen, in's Böhmische, Französische, Englische, Dänische, Schwedische und Polnische übersetzt; Gelehrte übertrugen es in la-

teinische Prosa und Verse; der Humanist Fischart in deutsche Reime. Obgleich die Gelehrten jener Zeit durchaus nicht absonderlich prüde oder scheinschämig waren, hält es Fischart doch für nöthig, die zuweilen groteske Verbeißtheit der Schwänke zu entschuldigen, und namentlich auch sich selbst zu decken: er habe ja die Geschichten nicht erfunden, sondern nur „verreimt“. Die unartigen Worten bürden doch einen gesunden Sinn. Er meint, der Gegenstand verlange auch eine berbe Sprache und Ausdrucksweise: „Wie kann ich das D anders ansprechen (ausprechen) denn rund's Mundts? Es war mir von Nöthen wie man spricht, daß sich ein Krämer nach seinem Kram richt; denn der nur feil hat Buppen und Schellen, wird gewiß nit viel Schönes ausstellen. Also geht es mir mit meiner Eulenswaar, wenn ich sie schon lange bürgen und mügen (etwa neuhochdeutsch: schmiegeln und hügelu, herausputzen) wollt, so mach ich doch kein Adler oder Schwan daraus.“

Nachdem einmal der Held dieser Schwänke großes Ansehen gewonnen hatte vor allem Volk, wurden in neuaugelegten Drucken auch ältere Schwänke allerwärts her auf seine Person übertragen, wie schon der Herausgeber des Druckes von 1515 am Schluß seiner Vorrede spricht von „Zulegung eilicher Fabuln des Pfaff Amis und des Pfaffen von dem Kalenberg“.

Was ist nun der Inhalt des weitverbreiteten vielbeliebten Volksbuches? Der mütterwige Bauerjohn und fahrende Gaukler macht sich über alle Welt, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, lustig. Bemerkenswerth ist dabei, daß sogar Fürsten und große Herren nicht geschont, dagegen Bauern fast garnicht oder doch nur in wenigen und nicht besonders charakteristischen Schwänken die Opfer seines Wises und seiner Schelmenstreichs sind, daß aber die bei weitem meisten sich gegen die städtischen Handwerksmeister richten.

Obgleich ich glaube, daß fast alle Leser die Eulenspiegelstreichs kennen, will ich doch ein paar derselben flüchtig berühren.

Meist beruht der Witz darauf, daß Eulenspiegel, wenn er eines Unrechts oder Schabernacks, den er an Jemand verübt hat, überführt wird, sich auf einen wörtlichen Befehl oder Wunsch des Gehänselten beruft. Sogar auf den Wortlaut von Gesehen beruft er sich. Als er einmal Landes verwiesen, dem Landesfürsten begegnet, tödtet er sein Pferd, nimmt ihm das Eingeweide aus, tritt in den Kadaver des Thieres und erklärt, daß er in seinem Eigenthum stehe, und der Allen, auch dem Niedrigsten im Volke, gewährleistete Hausfrieden in seinen vier Pfählen nach kaiserlichem Recht Jedermann, also auch ihm, gewährt und gehalten werden müsse. Zu Prag macht er sich über die Professoren, Doktoren und Studenten lustig, die ihm unlösbare Fragen vorlegen, auf die er doch einen Bescheid zu finden weiß. Er soll sagen, wie hoch der Himmel über der Erde ist; darauf erwidert er, der Fragesteller möge einmal hinaufsteigen und von oben herunter rufen, dann wolle er die Entfernung berechnen. Nach dem Mittelpunkt der Welt gefragt, antwortet er, der sei justement da, wo er eben stehe: wenn man es nicht glaube, so möge man es nur nachmessen.

Die bei Weitem meisten Streiche verübt Eulenspiegel an städtischen Handwerksmeistern, bei denen er, der ja kein Handwerk angelernt hat, sich als zünftig gelernt ausgiebt und ihnen allerlei Schabernack spielt. Ein geiziger Müller will ihm zur nächtlichen Arbeit des Mehlbeutels kein Licht geben und sagt, er möge dies nur im Mondschein thun. Nichtig schüttet auch mit vielem Fleiß Eulenspiegel in der Nacht das Mehl zu den Fenstern der Mühle hinaus auf die Erde, wo sie vom Mond beschienen war und nicht im Schatten lag. Der Schuhmacher heißt ihn Leder zuschneiden, und auf die Frage, was er zuschneiden soll aus dem Leder, antwortet Jener: Groß und klein, wie sie der Hirt zum Thor hinaus treibt! Darauf zerschneidet Eulenspiegel alles Leder zu Gestalten von Ochsen, Ziegen, Schafen und Schweinen, großen und kleinen bunt durcheinander wie sie ja wirklich der Gemeindegirt auszutreiben pflegte. Beim Schindemeister macht Till Hämmer und Zangen weißlichend und schweißst sie zu einem

Kumpen zusammen, während er den Nägeln die Köpfe abwickelt und sie so werthlos macht. Den Bäckermeister fragt er, was aus dem eingekneteten Teig gebacken werden soll; ärgerlich über diese Frage ruft ihm der Meister zu: Nun was bäckt man denn? Etwas Gulen und Meerlagen?! Flugs wackelt sich Gulenspiegel an's Werk, und am Morgen geht aus dem Ofen ein ganzes Heer von gebadenen Gulen und Meerlagen (Äffen) hervor zum Verdruss des Meisters. Dieser nöthigt Gulenspiegel, ihm den Teig zu bezahlen, ärgert sich aber später sehr, als er hört, daß sein Schallsgesell mit seiner sonderbaren Waare ein sehr gutes Geschäft gemacht habe; er will ihm nun den Gewinn abjagen: aber Gulenspiegel ist bereits über alle Berge. —

Den wahren Schlüssel zum richtigen Verständniß findet man in der Erkenntniß, daß die Gulenspiegelberichte das dichterische Erzeugniß einer ganzen Klasse, des niederländischen Bauernstandes, ist. Der hat seinen Standesgenossen zu seinen Lieblingshelden gemacht und mit Wohlgefallen und befriedigter Sehnsucht nach Wiedervergeltung immer und immer wieder erzählt, wie geschickt und wirksam Till aller Welt eine Nase dreht, und wo er wirklich selbst einmal etwas Unangenehmes erdulden muß, gewiß allemal auf einen Schelmen anderthalben setzt. Alle Stände hatten auf dem Bauer herum, alle rieben sich an ihm, saugten ihn aus, unterdrückten und verhöhnten ihn auch noch dazu. Auch die Spießbürger des städtischen Handwerks machten davon keine Ausnahme. Man denke nur an die Rolle, welche die Bauern in den Fastnachtsspielen der städtischen Dichter, der Meistersinger wie Hans Sachs u. a. spielen. Die Stadtherren, welche Herrschaft und Gerechtsame über Bauern hatten, mißbrauchten diese ganz ebenso wie die Fürsten und geistlichen Herren, die Mitter und Adligen. Gegen die ihnen nach der Standesstufenleiter am nächsten stehenden Bedrückten und Dränger, die noch dazu, meist aus ihren Reihen hervorgegangen, von den herrschenden Klassen auch geradezu „ummauerte Bauern“ gescholten wurden, richtete sich des Bauernstandes hauptsächlichster Groll. Die Gulenspiegel-Schwänke sind die poetische Nachbildung des Bauernstandes, der dichterische Niederschlag des Klassenkampfes zwischen Bürger und Bauer. Ein neuerer Literaturforscher, Zellinghaus, formulirt diese Thatsachen in die blühenden Worte: „Der Gulenspiegel ist der Ruf des in seinem innersten Rechtsgefühl vom romanisirten Städter und einem fremdartigen Fürstenthum gekränkten Bauern, der durch die Welt kommt, indem er die Befehle der Herren mißverstehet und lacht, wo er weinen soll, schmutzig in Drud und Glend, aber moralisch nicht so unsauber, wie es die städtischen Handwerker waren.“

Abgesehen von dem letzten Satz, der gewiß nicht so allgemein richtig sein dürfte, ist hiermit der Nagel auf den Stopp getroffen. Unstreitig haben wir im Till Gulenspiegel ein bedeutames Denkmal der Klassenkämpfe in älterer deutscher Zeit vor uns, ebenso wie etwa in Lillo's Drama: „Der Kaufmann von London“, in Beaumarchais' Lustspiel: „Figaros Hochzeit“ und anderen ähnlichen Dichtungen aus Klassenkampfzeiten. —



In der „Gifffhütte“.

Von Heinrich Vogel.

Wie in den großen Banken sich der Arbeitsertrag eines ganzen Landes verdichtet, so werden in den großen Industriebetrieben mannichfache Fabrikationszweige unter einer gemeinsamen Leitung vereinigt. Wer in Essen gewesen ist, weiß, welches große Terrain im Westen der Stadt die Krupp'schen Werke einnehmen, und wie hier verschiedene Betriebsarten vereinigt sind. So bilden auch die großen chemischen Fabriken abgeschlossene Ortstheile für sich und vereinigen sehr verschiedene Betriebszweige je nach den am besten zu beschaffenden Rohmaterialien, Abgaberhältnissen und sonstigen Be-

dingungen. Die einen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Herstellung von Farbstoffen, die anderen mit der von Alkaloiden, die dritten mit der von künstlichen Düngemitteln usw.

Aber alle diese Fabriken basiren auf der Herstellung von Schwefelsäure und von Soda. Daher treffen wir, wenn wir Zutritt in eine chemische Fabrik erhalten haben, fast immer Anlagen und Apparate zur Herstellung von Schwefelsäure. Das Rohmaterial, Pyrit oder Schwefeleisen wird in den Barterre- oder Kellerräumen, nachdem es zerklüftet ist, in großen Röstöfen geröstet. Die hierdurch entwickelten heißen und stehenden Dämpfe von Schwefeldioxyd oder schwefeliger Säure werden dann zugleich mit Luft- und Wasserdampf in große längliche, in Abtheilungen getheilte, in den oberen Stockwerken liegende Bleikammern geleitet, wo sie zu Schwefeltriorydhydrat oder Schwefelsäure oxydirt werden. Dies geschieht mit Hilfe von Salpetersäure, die ihrerseits den an das Schwefeldioxyd abgegebenen Sauerstoff sich wieder aus der zugeführten atmosphärischen Luft ersetzt, so daß dieselbe Menge Salpetersäure in fast unbegrenzter Weise immer neue Mengen zugeführten Schwefeldioxyds zu Schwefelsäure oxydiren kann. Wenn wir dem uns führenden Beamten auf die schmalen, zwischen den einzelnen Kammersegmenten befindlichen Bretter folgen, bekommen wir gleich einen kleinen Begriff von den Unnehmlichkeiten der Beschäftigung in den chemischen Fabriken, indem unsere Nase von den hier nie fehlenden Dämpfen von Salpetersäure und schwefeliger Säure recht unangenehm überrascht wird, so daß wir die Arbeiter nicht beneiden, die die häufig nöthigen Reparaturen und Löhungen an den Bleikammern ausführen und den Verlauf des Oxydationsprozesses regeln müssen, der Tag und Nacht, Sonntag und Wochentag ununterbrochen fortgeht. Nachdem die Säure diese langen aus Bleiplatten hergestellten Kammern passiert hat, wobei allmählich ihre vollständige Oxydation erfolgt, und sie zugleich wieder von der Salpetersäure befreit worden ist, wird sie in großen bleiernen Pfannen und zuletzt in Kesseln von reinem Platin abgedampft, da andere Materialien der Einwirkung der heißen Säure auf die Dauer nicht widerstehen. Ein solcher Kessel aus zirka 80 Kilogramm Platin kostet das nette Stümmchen von etwa 160 000 Mark, woraus man ersieht, daß diese Fabrikation nicht von unbemittelten Leuten betrieben werden kann. Dabei ist die Abnutzung der Platinapparate garnicht unbedeutend. Auf 20 Zentner passirter Säure beträgt sie 6 bis 8 Gramm. Aus diesen Platinapparaten läuft die konzentrirte Schwefelsäure ununterbrochen in einem farblosen, kristallklaren Strahl ab in untergestellte Glasballons, in denen sie dann auf in der Fabrik auf Schienen haltenden Eisenbahnwagen oder auf große Kähne zum Versand verladen werden. Im Jahre 1897 sind allein in Deutschland 845 582 000 Kilogramm Schwefelsäure hergestellt worden.

Anderer Eisenbahnzüge bringen ganze Wagenladungen reines Kochsalz in die Fabrik. Aber diese Wagen sind unter Steuerverschluß; denn dieses Salz ist unversteuert, daher kostet der Zentner ab Staßfurt zirka 25 Pfg. Es wird sofort beim Entladen der Wagen mit einer gehörigen Menge Schwefelsäure versetzt, wodurch es ungenießbar wird. Für die Fabrikation ist das Salz trotzdem noch verwendbar. Denn es wird meist zur Herstellung von Bisulfat und Salzsäure gebraucht, wozu es mit Schwefelsäure gemischt in großen Retorten der Destillation unterworfen wird. Hierbei wird durch die Schwefelsäure aus dem Kochsalz Salzsäure ausgetrieben, die in einem System von zahlreichen miteinander verbundenen Krügen aufgefangen wird. Da die Verbindungen mit der Zeit undicht werden, verbreitet sich hierbei in der Luft viel Salzsäuredampf, der sich namentlich den älteren unangenehm bemerklich macht. In ähnlicher Weise wird durch Destillation von Chili-(Natron)salpeter mit Schwefelsäure Salpetersäure hergestellt. Die hierbei sich entwickelnden Dämpfe von Salpetersäure sind noch unangenehmer und schädlicher. Auch die Salzsäure und Salpetersäure werden sofort in Glasballons übergefüllt.

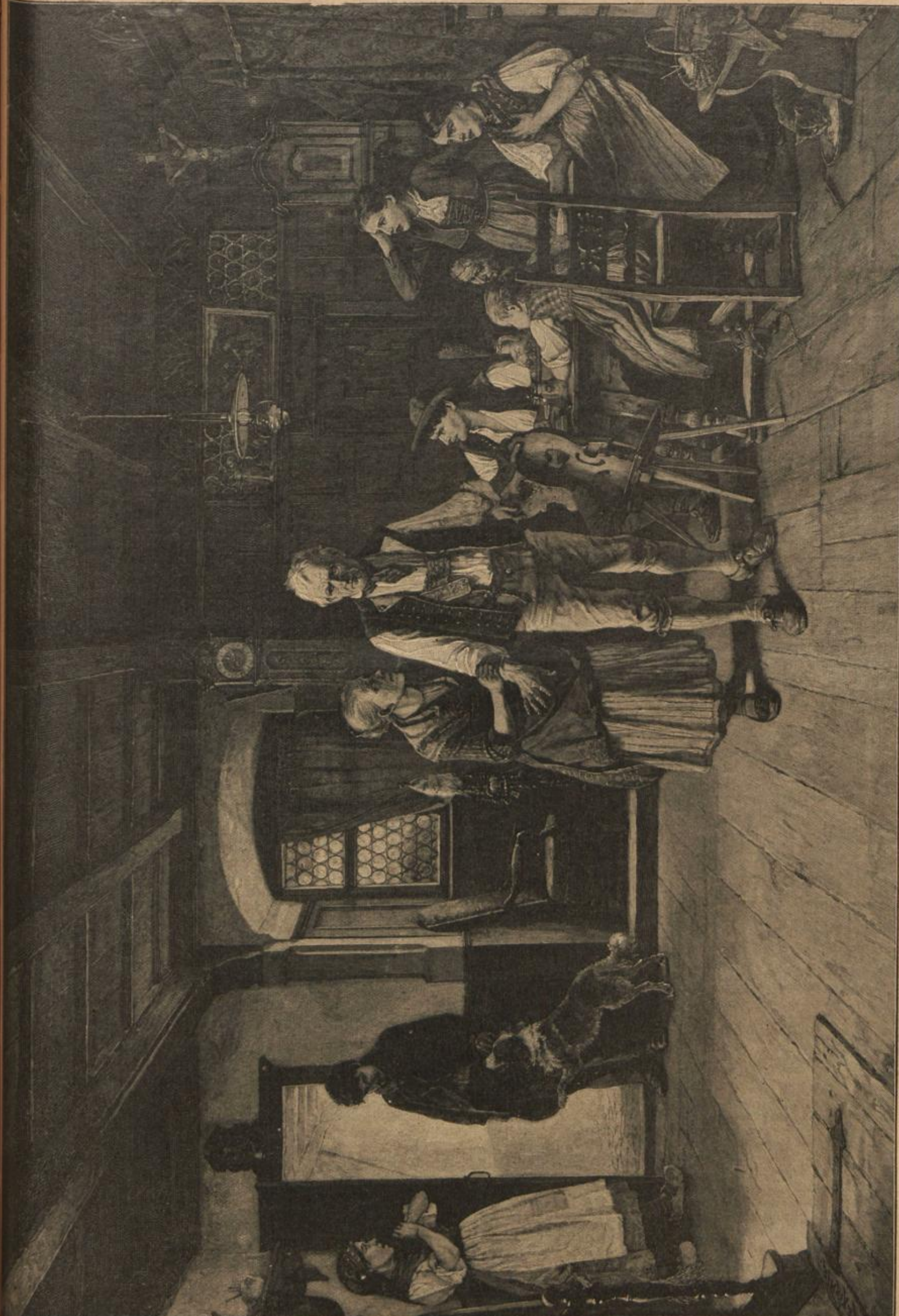
Das bei der Destillation von Kochsalz mit Schwefelsäure in der Retorte zurückbleibende Natriumsulfat resp. Bisulfat wird nach dem älteren Leblanc'schen Verfahren zur Herstellung von Soda durch Zusammen-schmelzen mit Kalk und Kohle verwendet. Hier sehen wir vor den niedrigen Herdöfen Arbeiter mit riesigen eisernen Krücken die glühende Masse durcheinander schüren resp. herauskrücken, worauf die Masse mit Wasser ausgelaugt und die gelöste Soda zur Kristallisation gebracht wird. Die moderne Sodafabrikation ist eigentlich ein Kind der französischen Revolution. Bis dahin war Soda fast nur aus der Asche einiger Seepflanzen, namentlich in Spanien, gewonnen worden. Als nach Ausbruch der französischen Revolution diese Einfuhr stockte, dekretirte der Wohlfahrtsausschuß (1793), daß ihm über alle Fabrikationsverfahren der Soda die genauesten Angaben gemacht werden sollten. Damals hatte der Fabrikant Nicolas Leblanc zu Maisson de Seine bei St. Denis eben eine Sodafabrik nach einem neuen ingenieurmäßigem Verfahren eingerichtet, und sein Verfahren wurde als das zweckmäßigste anerkannt. Er sollte auch von Staatswegen eine Belohnung erhalten; es scheint aber im Verlauf der Revolution vergessen worden zu sein; denn Leblanc theilte das Loos vieler bedeutender Erfinder: er starb 1806 im Glend.

Bis zum Jahre 1861 ist das Leblanc'sche Verfahren in allen Ländern ausschließlich angewendet worden, seitdem wurde es mehr und mehr durch das Solivan'sche Verfahren verdrängt. Nur für einzelne Zwecke wird Leblancsoda noch vorgezogen. Die Entdeckung Leblanc's ist, wie er selbst prophetisch vorher sagte, eine der folgenreichsten des modernen Wirtschaftslebens geworden; man kann sie ohne Uebertreibung der Erfindung der Spinnmaschinen an die Seite stellen. Sie griff mehr oder weniger in alle Gewerbe ein, veranlaßte den Aufschwung der Glas- und Seifenindustrie, die Vervollkommnung der Bleicherei, der Gewebe- und Papierfabrikation, der Färberei, des Zengbrudes und vieler metallurgischer Operationen. Gegenwärtig werden in Deutschland allein mehr als 200 Millionen Kilogramm Soda im Jahre produziert.

Ein Theil der Salzsäure wird zur Herstellung von Chlorgas benutzt, indem man sie auf Brausteine wirken läßt, dessen überschüssiger Sauerstoff einen Theil des Chlors der Salzsäure anstreibt. Auch dieser Braustein wird, wie die zur Schwefelsäurefabrikation verwendete Salpetersäure durch ein geeignetes Verfahren immer wieder regenerirt. Das Chlorgas wird in Kammern geleitet, in denen gelöschter Kalk ausgebreitet ist, der dadurch in Chlorkalk verwandelt wird. Dabei muß der Kalk, wenn die eine Seite genügend mit Chlor gesättigt ist, umgewendet werden. Dieses Umwenden des halbfertigen Chlorkalks und das Einfüllen des fertigen in die Fässer gehört zu den unangenehmsten und schädlichsten Arbeiten; denn das Chlorgas greift die Athmungsorgane noch weit energischer an, als die Salzsäure. Man kann daher zu diesen Arbeiten nur sehr kräftige und gesunde Arbeiter gebrauchen, und auch diese unterliegen noch häufig der Einwirkung des Chlors, obwohl sie zur Vorforge Mund und Nase bei der Arbeit mit einem Tuche oder einem Respirator geschützt haben. Wir selbst bekommen schon bei einem ganz kurzen Aufenthalt in einer solchen Chlorkalkkammer einen heftigen Hustenanfall und spüren den quälenden Reiz noch den ganzen Tag in der Luftröhre. Einige jüngere Fabriken haben in Rücksicht auf diese Uebelstände mechanische Vorkehrungen eingerichtet, bei denen das Betreten der Kammern zum Weiden und Verpacken des Chlorkalks nicht mehr nöthig ist. In den älteren Fabriken müssen aber die Arbeiter den Chlorkalk in den Kammern in die Fässer füllen. In neuerer Zeit führt man das Chlorgas durch Druck und Kälte auch in den tropfbar flüssigen Zustand über und versendet es wie flüssige Kohlen-säure in stählernen Flaschen. Es findet so namentlich in der Papierfabrikation viel Verwendung. Wir bemerken dabei, daß, während das Chlorgas eine hellgrüne Farbe hat, das flüssige Chlor orange-gelb ansieht.

Auch das Ammoniakgas, das man durch Destillation des Gaswassers der Gasanstalten mit Kalk

Fel-
fat-
hen
zu-
det.
iter
hffe
die
dda
da-
hen
der
en,
gö-
der
ori-
ben
ant
nis
hen
als
von
eint
den
be-
ber-
det
das
ine
nt-
per-
th-
per-
die
alle
as-
lei-
är-
her
and
oda
ung
un-
toff
ibt.
fel-
ein
Das
sch-
a 11
die
un-
gen
die
nen
gö-
re.
tige
iese
ors,
ber
ge-
tem
all-
den
uft-
icht
ein-
um
tehr
die
ffer
gas
gen
en-
lich
be-
ell-
gelb
Ma-
tall



Der verlorene Sohn. Nach dem Gemälde von P. Gautier.
Photographiering von Franz Hanfstaengl in München.

erhält, wird durch Abkühlen und Zusammenpressen verflüssigt. Dieses flüssige Ammoniak wird hauptsächlich zum Betriebe der Eismaschinen in den Brauereien benützt. Das Ammoniakgas reizt zwar die Augen leicht zu Thränen, aber an Gefährlichkeit und Schädlichkeit steht es dem Chlorgas und der salpetrigen Säure sehr nach. Wird das Ammoniakgas in Wasser geleitet, so erhält man den gewöhnlichen Salmiakgeist, wird es in Schwefelsäure geleitet, so erhält man Ammoniumsulfat, das als Düngemittel sehr geschätzt ist. Neben dem Gaswasser fanden die chemischen Fabriken auch Verwendung für den Gastheer, der sich in den Gasanstalten in lästiger Menge ansammelte und mit dem sie nichts anzufangen wußten, selbst zu Wagenschmiere war er nicht zu gebrauchen. Da untersuchten einige chemische Fabriken, was man bei der Destillation desselben bekomme. Sie erhielten unter verschiedenen Verfahren aus demselben Benzol, Toluol, Naphthalin, β -Naphthol, Naphthylamin, Anthracen usw., Stoffe, deren Untersuchung zur Entdeckung der Theerfarbstoffe führte. Jedes Jahr wurden neue Farben von einer bisher unbekanntem Pracht aus demselben hergestellt, und der Bedarf an Steinkohlentheer wuchs infolge dessen so, daß die Gasanstalten die Nachfrage nach demselben allein nicht befriedigen konnten und die Hüttenwerke noch zur Gewinnung desselben eingerichtet wurden. Am meisten hat sich diese Theerfarbenindustrie in Deutschland entwickelt. Es ist dies nicht allein der guten Ausbildung der deutschen Chemiker zu danken, sondern auch dem geduldrigen Ausdauern der deutschen Arbeiter bei oft außerordentlich unangenehmen und gesundheitsgefährlichen Arbeiten. Wenn jemals Anthracendämpfe vor die Nase gekommen sind, wundert sich nicht, daß die Theerfarbenfabriken mit dem Namen „Giftküchen“ bezeichnet wurden.

Auch die Reinigungsmaße der Gasanstalten wird, nachdem sie in diesen ihre Schuldigkeit gethan hat, an die chemischen Fabriken verkauft. Hier wird sie zunächst einer methodischen Auslaugung behufs Gewinnung der löslichen Salmiaksalze unterworfen. Dann wird die rückständige Masse mit Kalk bei höherer Temperatur behandelt. Wir finden sie dann in großen Bassins wieder von schöner bouillongelber Farbe, aber weniger appetitlichem Geruch. Dieser, von Schwefelwasserstoff herrührend, wird durch Erhitzen der Lauge entfernt, worauf aus der geklärten Lösung wunderschöne gelbe Krystalltrauben von gelbem Blutlaugensalz auskrystallisiren, das unter Anderem zur Herstellung von Cyankalium dient. Den Raum, in dem dieses durch Schmelzen des gelben Blutlaugensalzes hergestellt wird, dürfen wir aber nicht betreten, eine eigentlich auch ganz zweckmäßige Vorsichtsmaßregel. Aber einen anderen Raum nebenan können wir betreten, in dem Gefäße, Wände und die Hände und Schürzen der Arbeiter ganz blau gefärbt sind. Hier wird in großen Bassins aus der gelben Lösung des Blutlaugensalzes durch Zusatz von Eisenchloridlösung prächtiges Berliner und Pariser Blau abgeschieden.

Wenn wir aus diesem schön blauen und aus-

nahmsweise nicht mit läßlichen Dämpfen erfüllten Raum treten, gelangen wir zunächst in die Chromat-Abtheilung. Hier treten wir aber wieder auf eine unangenehme Atmosphäre. Auch die Arbeiter sind nicht gleichgültig gegen dieselbe. Wir sehen sie meist mit zusammengelegten Tüchern oder Respiratoren vor Mund und Nase vor den Röstöfen und Kesseln arbeiten. Diese Arbeiten sind allerdings nicht ungefährlich. Man kann das schon daraus entnehmen, daß sich der Bundesrath veranlaßt gesehen hat, durch eine Verordnung vom 2. Februar 1897 einige Schutzbestimmungen für die in diesen Betrieben beschäftigten Arbeiter zu erlassen, namentlich die Beschäftigung von Frauen und jugendlichen Arbeitern hier zu untersagen. Die Chromsäure und die chromsauren Salze haben nämlich die unangenehme Eigenschaft, daß sie in Staubform oder Lösung in den Schleimhäuten und besonders in denen der Nase schmerzhaft Entzündungen hervorrufen, die, wenn diese Einwirkung einige Zeit stattfindet, so heftig sich gestalten, daß die Nasenscheidewand dabei zerstört wird und Löcher von der Größe eines Zehnpennigstückes in derselben entstehen, welche Verstümmelung auch für das Alltagsleben sehr nachtheilig ist, da dann die Nase ihre natürliche Funktion als Respirator nicht mehr ausüben kann. Auch an den Händen und Armen der Arbeiter verursachen die Chromate oft fressende Wunden. Die erlassenen Schutzbestimmungen haben, wie die Berichte der Fabrikinspektoren aus den letzten zwei Jahren mittheilen, diese Krankheitserscheinungen leider nur wenig vermindert. Was freilich bei der unbestimmten Fassung derselben nicht verwundern kann.

In einer anderen größeren Abtheilung der Fabrik werden andere Abfallstoffe verarbeitet: Abraumsalze der Staßfurter Salzwerke. Als man vor sechzig Jahren anfing, bei Staßfurt Steinsalz zu bohren, wurde bald die große Menge Abraumsalze lästig, die sich in gewaltigen Haufen vor den Gruben anhäufte. Diese Abraumsalze bestehen hauptsächlich aus Kalidoppelsalzen, hauptsächlich Kalinit, einer Verbindung von Magnesiumsulfat mit Chlorkalium, dann Carnallit, einer Verbindung von Chlormagnesium mit Chlorkalium und Schönit, einer Verbindung von Magnesiumsulfat mit Kaliumsulfat. Einfache Kalisalze sind ausgezeichnete Düngemittel; sind sie aber mit einem Magnesiumsalz verbunden, so werden sie unbrauchbar, da die Magnesiumsalze für die Pflanzen schädlich sind. Auch für die Herstellung von Kalisalpeter und Potasche daraus sind sie hinderlich.

Da gelang es nach vielen mißglückten Versuchen Frank und Grüneberg, das Magnesiumsalz durch Herstellung bestimmter Lösungen von dem Chlorkalium oder Kaliumsulfat zu trennen. So wurde Kalinit die werthvollste anorganische Kalisalzquelle, und es hat auch hier die Beiseitigung eines lästigen Abfallstoffes zur Ausbildung wichtiger Fabrikationszweige geführt. Man stellt jetzt ziemlich alle Potasche, Kalisalpeter, Kaliumsulfat und Chlorkalium aus diesen Abraumsalzen her. Zudem man z. B. eine Lösung von Carnallit von einer bestimmten Konzentration zur Krystallisation bringt, scheidet sich das schwer lösliche Chlorkalium zuerst aus, während

das Chlormagnesium noch in Lösung bleibt. Durch Waschen wird ersteres noch gereinigt. Dann setzen wir es in großen Kammern mit metallischem Boden trocken, worauf es zerdrückt, gesiebt und in tannene Fässer von zirka 500 Kilogramm verpackt wird, die dann in der Fabrik auf Eisenbahnwaggons verladen und nach allen Himmelsrichtungen versandt werden.

Die Produktion in den chemischen Fabriken hat infolge dieser Ausdehnung der Betriebe einen sehr bedeutenden Umfang angenommen. Der Import an Chemikalien in das deutsche Reich hatte im Jahre 1895 einen Werth von 280 Millionen Mark, er stieg 1896 auf 284 Millionen Mark. Die Ausfuhr dagegen hatte 1895 einen Werth von 339 Millionen Mark und 1896 einen solchen von 361 Millionen Mark. Den Aktionären der deutschen chemischen Fabriken auf Aktien wurden im Durchschnitt an Dividenden gezahlt:

Jahr	1885	1886	1887	1888	1889	1890	1891	1892
pro St.	6,37	7,17	8,92	9,78	10,58	12,81	11,29	11,92
	1893	1894	1895	1896	1897			
	13,18	13,44	12,71	12,30	12,11			

Noch bedeutender war der Ertrag in einigen speziellen Branchen, wie in der Sprengstoff- und in der Theerfarbenfabrikation. Bei den Aktiengesellschaften der letzteren Branche waren die Durchschnittsdividenden:

Jahr	1885	1886	1887	1888	1889	1890	1891	1892
pro St.	7,05	9,95	13,25	15,44	17,50	20,75	20,95	23,19
	1893	1894	1895	1896	1897			
	23,30	23,13	23,59	23,59	22,09			

Die Arbeitslöhne waren nach den Angaben der Berufsgenossenschaft im Jahre 1897 pro Tag in Pfennigen im Durchschnitt

in Fabriken für:	für	
	Männer	Frauen
Alkalien und Säuren	279	131
Pharmazeutische und photographische Präparate	281	152
Farbstoffe	296	148
Explosivstoffe	292	145
Brennstoffe	205	121
Künstliche Dünger	279	118
Holz- und Theerdestillation	278	134
Fette und Seifen	270	134
Gummivaaren	315	171
Künstliche Mineralkörper	243	129

Wir haben bei unserem kurzen Rundgang gesehen, daß die Entstehung vieler Zweige der chemischen Industrie durch die Anhäufung lästiger Abfallstoffe veranlaßt wurde, die dann rasch eine so bedeutende Ausdehnung nahm, daß die früher lästigen Abfallstoffe bald kaum in einer dem Bedarf genügenden Menge beschafft werden konnten und dem Unternehmer einen enormen Gewinn gewährten, so daß man in der That sagen kann: „Hier wird Dreck in Gold verwandelt.“ Nur die Einschränkung muß man machen: Das Gold fließt ausschließlich in die Taschen Derer, die die betreffenden Aktien besitzen. Die, welche die mühsamen Arbeiten in diesen „Giftküchen“ ausführen, die für sie nicht nur sehr unangenehm sind, sondern sehr häufig auch ihre Gesundheit ruiniren, ziehen kein Geld aus diesen Arbeiten, sie werden nur mit einem kärglichen Lohn abgepeist. —

Der Herr Verwalter.

Erzählung von R. G. Dieffenbach.

(Schluß.)

IV.

Am Brunnen gegenüber dem Hofgut standen in der Dämmerstunde eines Aprilabends zwei Weiber und unterhielten sich.

„Hast Du's auch schon gehört?“

„Ich hab's auch gehört.“

„Wer hätte aber das hinter dem Mädchen gesucht!“

„Stille Wasser gründen tief.“

„Und so jung noch!“

„Das kommt davon, wenn eine ohne ordentliche Zucht aufwächst.“

„Und wenn...“

Die Sprecherinnen hielten inne. Holländer's Leue, von der die Rede war, kam aus dem Hof und ging die Dorfstraße hinab.

„Hast Du's gesehen? Ich sage Dir, 's ist mehr als bloßes Leutegeschwäg.“

„Aber gewiß doch! Gut nur, wie sie aussieht; blaß wie ein Betttuch. Ihr Rock will auch schon nicht mehr bis auf die Fußspitzen reichen. Die kann nichts ablenigen.“

„Man sagt, Flügel's Anton soll Derjenige sein...“

„Ich glaube nicht daran. Wie lang ist der denn schon todt! Ein halbes Jahr gewiß; da müßte sie weiter sein. Man munkelt so allerlei. Du weißt ja!... Schon Manche, die allein in den Hof ging, kam zu zweit wieder heraus. Ich sag' Dir's, es steck' ein Anderer dahinter...“

„So'n oller Kerl! Wie sich nur ein Weibsbild mit dem einlassen kann!“

Eine dritte Frau trat zu den zwei Sprecherinnen.

Die letzten Worte hatte sie vernommen und so setzte sie gleich wacker in das Gespräch ein:

„Mußt es denn immer der Herr sein? Ich glaube, der thut kleiner nichts mehr, seit neulich seine Frau das Goldstück in der Krippe gefunden hat und seine Zigarrenspitze in der rothen Emma ihrem Bett. Aber der Verwalter, an den dürft Ihr denken. Man hat ja seine zwei Augen nicht vergebens.“

„Gott im Himmel! Das ist ja eine schöne Gesellschaft...“

„Fünf Mädchen dürft' ich haben, keine Lieb' ich in das Haus.“

„Du hast Recht,“ versetzte die Letzgekommene. „Das ist ja auch garnicht nothwendig; der Verwalter kommt schon hin, wo was zu holen ist. Fragt nur die Babet, die kann Euch sagen, wie

„mal's er um Mitternacht aus der Holländer Häuschen kam.“

„Aber das ist ja garnicht möglich! . . .“
„Weshalb denn nicht? Da war schon noch ganz Anderes da! . . .“

„In Dingskirchen mein Leben noch nicht.“
Die Anderen lachten: „Auch hier schon. Hier sind auch nicht lauter Heilige. Wenn nur Alles an das Tageslicht käme! Geht nur hin! . . . Die größten Frömmlinge stinken oft am meisten.“

„Die Haut schaudert mir!“
„Ah bah! Himmel, mein Mann ruft. Jetzt heißt's aber geist. Gute Nacht miteinander.“

Die zwei Zurückgebliebenen sahen einander an.
„Das ist auch so eine Leichtsinrige,“ sagte die Eine.

„Das hat sie aus der Stadt mitgebracht,“ entgegnete die Andere. „Neugierig bin ich nun aber doch, wie es mit der Vene ausgeht. Die alte Holländerin ist ein giftiges Weibsbild. Hat's ja ehemals auch nicht besser gemacht; jetzt freilich ist sie bei den Frommen.“

„Bst! sei still. Wenn man vom Fuchs schwätzt, sitzt er hinter den Hecken. Dort kommt eben die alte Weischwester. Such nur, wie sie die Augen verdreht. Ich wetter, sie schleicht wieder zum Pfarrer.“

„Ich muß ihr doch einmal auf den Zahn fühlen.“
Langsam, die Hände über den Leib gefaltet, schritt die Holländerin daher. Sie hatte sich einen eigenthümlichen Gang angewöhnt in letzter Zeit. Bei jedem Schritt, den sie machte, zuckte sie ein klein wenig zusammen, so daß es den Anschein erweckte, als ginge ihr jedesmal ein Nagel durch die Sohle der Schuhe in die Füße. Ob dieses Ganges hatte man ihr nun einen Spitznamen gegeben: „Die Wallfahrerin“. Man wollte damit andeuten, daß ihr Gang ganz dem eines Wallfahrers gleiche, der die Schuhe mit Erbsen, Nägeln und anderem Martierwerkzeug gefüllt habe. Auch im Uebrigen stellte das Weib äußerlich eine merkwürdige Person dar. Früher trug sie, wie alle Dingskircherinnen, Werktags weite, bauschige Röcke, die nur die halben Waden bedeckten, jetzt dagegen hatte sie sich Röcke zugelegt, die eng und faltlos die mageren Beine bis an die Knöchel verhüllten. Eine weiß getüpfelte Jacke mit blauem Grund und darüber ein graues Wollentuch mit auf dem Rücken niederhängenden Zipfeln, sowie ein ebendasselbe Kopftuch vervollständigte ihre Kleidung. Das Gesicht war lang und schmal geworden, eine dünne Nase und schmale Lippen sorgten für einen herben Ausdruck.

So war die Holländerin nimmehr das gerade Gegenheil eines wohlgenährten, rührigen Bauernweibchens.

Sie schrak zusammen und blieb stehen, als sie eine der am Brunnen stehenden Frauen anrief und fragte, wohin sie wolle.

„Ach Gott ja,“ stammelte das Weib, „jetzt bin ich wieder einmal von daheim fortgegangen und weiß nicht, weshalb. Wo wollt' ich nur gleich hingehen? Da kann ich ja getroßt wieder umwenden.“

„Das brauchst Du nicht. Darfst auch ein paar Augenblickchen bei uns stehen bleiben. Wie ist's, Luise, man kann Dir ja gratuliren?“

Das blaße Gesicht der Frau bekam eine schwache Röthe, und ihre Augen sperrten sich weit auf.

„Gratuliren?“ kam's langsam über ihre Lippen.

„Ich versteh' Dich nicht recht. Zu was denn gratuliren? Oder sollte man's wirklich schon wissen?“

„Siehe sie mehr für sich hinzu.“

„Ei freilich weiß man's. Was ist auch dabei, einen Schwiegerjohn, wie den Herrn Verwalter kanntest Du Dir schon gefallen lassen . . .“

„Ach so, wenn Du Den meinst. Den — nein, um Himmelswillen, Den nicht. O nein, o nein!“

Schluchzend und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Die Weiber sahen einander an.
„Der hat der Teufel ein Ei in's Nest gelegt,“ sagte die Eine.

„So ist's,“ meinte die Andere.

Darauf gingen auch sie davon. —

Dunkel war's bereits, als die Holländerin heimkam. Sie tastete sich durch den dunkeln, schlecht-

geplasterten Hausflur und trat in die Stube. Nachdem sie Licht angezündet und die Fensterläden beigezogen hatte, setzte sie sich auf das niedrige Bett und stierte eine Zeit lang vor sich hin. Dann ließ sie den Kopf auf das Bett fallen und weinte. Es war ein besonderes Weinen: Erst das Wimmern eines Wochenkinds, dann das Schluchzen eines alten Weibes und endlich der wilde Jammer eines auf's Schmerzlichste getroffenen Naturmenschen. Dabei schlug sie ununterbrochen mit den Händen auf den Tisch. Erst nach einer Viertelstunde ward sie ruhiger.

Vene kam heim. Eine Weile blieb sie in der Thüre stehen, dann ging sie hin und berührte die Mutter an den Schultern. Da richtete sich diese langsam auf und mit den Händen die Tochter von sich abwehrend, schrie sie gellend: „Thu' Buße!“

Das Mädchen war das halbverrückte Benehmen der Mutter nachgerade gewöhnt geworden. Im Anfang hatte sie wohl einmal die Vermuthung fallen gelassen, daß es sein Unglück nur dem Begünstigen der Mutter zuzuschreiben habe. Die Alte war darob aber in eine unbeschreibliche Raserei gerathen, und so schwieg das Mädchen nun und ließ Alles widerstandslos über sich ergehen. —

Der Sommer zog in's Land. Im Holländerhäuschen gesellte sich zur Trostlosigkeit die Armuth. Wochenlang kam kein Stückchen Fleisch in's Haus. H'n und wieder nur erbatte sich ein vermöglicher Bauer, der sich dadurch einen Gotteslohn zu verdienen hoffte, der Leute und nahm Mutter und Tochter in Arbeit, die Alte machte sich jedoch stets durch ihr unangenehmes Wesen alsbald unleidlich, und der Tochter ging man aus dem Wege; man behandelte sie als verlorenes Schäfchen nicht eben zart. Kein Wunder, wenn da keine rechte Arbeitsfreudigkeit und kein festes Arbeitsverhältniß zu Stande kommen wollte. Und als endlich mit dem Winter der Storch Einkehr hielt im Holländerhäuschen, da erreichte die Noth ihren Gipfelpunkt. — Aus der Gemeindefasse mußten die Armen unterhalten werden, das allein schon gab jeder alten Bettel das Recht, weidlich über sie zu schimpfen. Ein paar Gutherzige gaben den Rath, Vene soll den Herrn Papa auf Zahlung der Alimente verklagen. Als das Mädchen wieder auf war, gab es diesem Rath Folge. Herr Gottfr'ed Gabelmann konnte jedoch ruhigen Gewissens beschwören, daß er die „Dirne“ gleich bezahlt habe, und so war für ihn die Geschichte aus der Welt geschafft.

Die Holländerin las vom Morgen bis zum Abend in der Bibel, erwies sich aber übrigens während der Krankheit ihrer Tochter als gute Pflegerin. Den Anblick des Kindes nur mied sie beharrlich. —

V.

Ein Jahr später herrschte in Dingskirchen wieder einmal große Aufregung.

An dem öffentlichen Brunnen standen die Frauen und Töchter und fragten sich unter einander: „Hast Du's auch gehört?“ Und dann steckten sie die Köpfe zusammen und es gab ein nichtendwollendes Geschnatter, Gewisper, Händezusammenschlagen, Augenschneiden, Vor- und Rückwärtsbengen. Die Männer ließen Hobel und Hackbeil, Scheere und Hammer, Pflug und Hacke stehen und traten zusammen. Soll's denn wahr sein? Ei, der Tausend, es ist nicht wahr. So verworfen kann das Mädchen nicht sein! Aber was die Großen nicht glauben wollten und sich nur leise unter einander in die Ohren raunten, das schrieen kleine Vuben gellend hinaus in die helle Frühlingsluft: „Die Holländer-Vene hat ihr Kind umgebracht!“

Schließlich strömte Alles dem Hofgut zu, von welchem zuerst das Gerücht gekommen war. Man umlagerte das Thor und den Hof. Als sich auf dem Hofe außer einer Anzahl schnatternder Gänse und gackernder Hühner nichts bliden ließ, drängte man in's Haus. Viele aber wandten sich wieder, um heimzugehen.

Plötzlich kam mit fliegenden Röcken ein Weib schreiend die Dorfstraße heraufgeeilt. Sie stürzte in den Hof und in den Flur. „Sagt mir die Wahrheit!“ schrie sie. Dann ein Schrei und das Hinfallen eines Körpers.

Die Dingskircher rückten nun ebenfalls vor und

die vordersten Männer kamen gerade zurecht, um von den Sandsteinfließen des Hausflurs die Holländerin aufzuheben, die wie todt dort lag. Die Gutsbesitzerfamilie rannte wie toll hin und her. Sie war außer Rand und Band.

„Schafft mir das Frauenzimmer aus den Augen,“ schrie der Gutsherr. „Tragt sie heim und holt den Arzt. Das ist ja eine verdamnte Geschichte! Erst sieht man das Kleine aus meinem Brunnen, und jetzt stirbt die Alte in meinem Hause. Himmelsatrament!“

Nichts ahnend kam der Verwalter eben daher. Auf seine Frage, was vorgegangen, gab ihm sein Herr Auskunft. Er hatte darauf ein Lächeln. Unter den Dingskirchern befanden sich Etliche, denen es in den Fäusten juckte, die gar gern dem Herrn Gottlieb 'mal gründlich das Fell gewalft hätten. Doch sie waren anständige Leute, die sich partout nichts zu Schulden kommen ließen, was etwa einem Paragraphen des Strafgesetzbuches zuwidergegangen wäre. Sie packten das Weib auf und trugen es fort. Nur ein armer Kerl war dabei, dem kam's nicht so genau drauf an. Er sprang vor die Front, nahm sich Herrn Gabelmann am Widel, schlug ihm links und rechts Einige in's Gesicht und schleuderte ihn endlich gegen die Wand. „So, jetzt hast Du wenigstens auch einen Spaß davon, verdorbenes Luder,“ kreischte er und griff dann ebenfalls bei dem traurigen Transport zu. Ein heimliches Lachen erlaubten sich die übrigen Dingskircher nun doch, trotz der an sich gar nicht lustigen Situation.

Es war so. Vene hatte ihr Kind in den Brunnen geworfen, ihr Kind, das schon „Mama, Mama“ sagen konnte und dabei mit den kleinen Patzschändchen gegen einander schlug.

Zwei Gendarmen kamen, um sie nach der Stadt abzuführen, also sie vorläufig hinter Schloß und Riegel für den Arm der rächenden „Gerechtigkeit“ aufgehoben werden sollte. Das Mädchen ließ wie stumpfsinnig Alles über sich ergehen, die wilden Verwünschungen, welche die Dingskircher hinter ihr drein riefen, wie die wenigen Mitleidstheile, welche sich allerdings in Dingskircher Art kund gaben. Nur ein wenig erschauerte es, als man es in das Sprigenhaus führte, wo die todt Mutter neben dem todt Kindlein aufgebahrt war. Sie blickte sich über das Kleine, hauchte einen Kuß auf das bleiche Mündchen und sagte: „Du hast's gut; Du bist bewahrt vor allem Uebel. Was soll unsereins auch auf der Welt! In die Erde mit uns! Wer dazu hilft, der thut ein gutes Werk.“

„Für das man Dich Rabenmutter an den Galgen hängen sollte,“ krächte „die alte Plandertafel“, so benannt, weil sie ein ungemein böses Mundwerk hatte. Sie war auch mit den Neugierigen herbeigekommen und gab nun der Sünderin einen Stoß in die Seite.

„Laßt die Possen,“ sagte darauf scharf einer der beiden Gendarmen. „Dafür sind wir da.“ Er warf der Alten ein strengen Blick zu, da zog sie sich knurrend zurück.

Bei den Worten der Plandertafel fiel der Mörderin eine Szene ein. Sie hatte, das Kind auf dem Schooß, auf der Treppe ihres Hauses gefressen. Da war die „Plandertafel“ daher gekommen, hatte die Nase hochgezogen, das kleine Wesen mit kritischen Blicken betrachtet und dann gemeint: „Gerade so wie Du siehst's aus. Wenn's nur nicht Deinem Weipiel folgt. Gesund ist das Kind auch; wie's runde Bäckerlein hat. Nun ja, Unkraut vergeht nicht.“

Ob diesen harten Worten hatte sich Vene zur Seite gewandt und geweint.

„Hättest früher weinen sollen,“ fuhr die Alte boshaft fort. „Jetzt nützt das nichts mehr. Thu' Buße Tag und Nacht und bete zu Deinem Herrgott, daß Dein Kind nicht wird wie Du. Denk' dran, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt.“ Damit war das Weib weiter gehastet, ohne zu ahnen, daß ihre böse Rede den eigentlichen Anstoß zur bösen That gab, die sie heute verdamnte . . .

Der Zug setzte sich die Ortsstraße entlang nach dem Ausgang des Dorfes zu in Bewegung. Vor dem Pfarrhaus stand der Geistliche. Er reichte dem Mädchen die Hand und sprach mit weinerlicher Stimme: „Geh, arme Verirrte. Laß Dir das,

was die Gerechtigkeit über Dich verhängt, als ein heilsames Kränlein für Deines Herzens böses Ge-
lüste dienen. Gott sei mit Dir!"

"Wie sie dassteht! Sie hat wahrhaftig kein Herz
im Leibe! Noch nicht eine Thräne weint sie,"
konnten sich die Weiber, welche bei der Anrede des
Pfarrers laut in die Schürze geschluchzt hatten, nicht
zu bemerken enthalten.

Lene dachte daran, was ihr der Pfarrer vor
drei Wochen gesagt hatte: "s ist ein armes Wesen,
das Kind, und es wäre ihm besser, wenn's nicht

geboren. Da es nun aber einmal da ist, so bist
Du mit Deiner Seele Seligkeit für sein geistiges
und leibliches Gedeihen verantwortlich."

Freilich, die Verantwortung auf die schwachen
Schultern der Mutter — der Vater hat's in der
Hand, bei solchen Geschichten frei anzugehen. Die
Verantwortung, von der der Pfarrer sprach, dünkte
dem Mädchen zu groß, da war der unselige Plan
seiner Vollenbung um einen Schritt näher gerückt...

Ein paar Tage später hatte sich Dingslirichen
beruhigt und nach einem Jahr hatte sich ein Sprüch-

wort eingebürgert, das lautete: „Die wird's noch
machen w'e Holländers-Lene.“

Der ehrenwerthe Gottfried Gabelmann hatte noch
so viel Anstandsgesühl, daß er die Dirseigen des
besagten armen Teufels stillschweigend einsteckte und
auf Drängen des Ortsoberrhauptes die Kosten für
die Beerdigung der alten Holländern und seines
Kindes trug. Als das erledigt war, drehte er seinen
Schmurrbart nach oben, steckte die Füße in ein paar
neue Stiefel und verließ Dingslirichen auf Nummer-
wiederssehen. —



Ferne Stadt.

Es ruhen leuchtend über'm Dach
des Himmels Weiten,
Durch Baumzwirpeln über'm Dach
die Winde gleiten.
Die Glocke in die Lüfte löst
mit leisem Schläge,
und aus des Baumes Aesten löst
des Vogels Klage.
Kern athmet sie, die große Stadt,
es pulst das Leben,
Gedämpfte Stimmen von der Stadt
herüberschweben.
So künd' mir deiner Seele Bolkh,
der du in Thränen,
Wo blieb in deiner Seele Bolkh
dein Jugendsehnen?

Nach Paul Verlaine.

Der verlorene Sohn. Benjamin Vautier, der
im vorigen Jahre gestorbene Düsseldorf'scher Maler, ist neben
Knaus der bekannteste deutsche Genremaler. Das Bild,
das wir heute von ihm bringen, kann als typisches
Beispiel für Weiber Art gelten. Es erzählt die Geschichte
vom verlorenen Sohne in einer neuen Wendung, in das
Leben eines Bauern aus unseren Tagen verlegt; aber
der Künstler hat sich nicht mit den wenigen Zügen be-
gnügt, die ihm von seiner Vorlage gegeben waren, sondern
er hat eine Reihe von Personen hinzugefügt, die er,
jede für sich, umständlich charakterisiert. In dieser Fülle
von Einzelmotiven, die es bei jeder dargestellten Person
völlig klar werden lassen, was sie im Augenblick denkt
und welche Gefühle sie bewegen, liegt das entscheidende
Merkmal jener Kunst. Und es ist nicht schwer, diese
Einzelzüge zu erkennen, da der Maler sie alle durchsichtig
und klar gezeichnet hat. Die Wirkung, die das Eintreten
des verloren geglaubten Sohnes, sein krankes Aussehen
und seine abgerissene Kleidung — in alledem enthüllen sich
mit einem Schläge seine Geschichte — auf die bei Tisch ver-
sammelte Familie ausübt, giebt die einzelnen Motive.
Der alte Bauer ist aufgeprungen, er wendet sich fort,
die Rechte hebt sich zwar abweisend gegen den Heim-
gekehrten und mit der Linken stößt er den Stuhl zurück,
als wolle er zeigen, daß es mit dem Sohne ebenso sein
solle, aber in dem Gesicht zuckt es vor innerer Bewegung
und den harten Ausdruck um den gepreßten Mund und
die finster in Falten gelegte Stirn straft der Blick Lügen,
der sinnend in die Ferne geht und die aufkeimende weichere
Regung verräth. Zwischen den beiden Hauptpersonen,
dem Vater und dem heimkehrenden Sohne, ist die Auf-
merksamkeit der übrigen Mitglieder des Hauses getheilt.
Die Mutter ist schnell entschieden, kaum hat sie den Sohn,
elend und hilflosbedürftig, gesehen, da weiß sie, daß sie
ihn mit Freuden wieder aufnehmen würde, und sie wendet
sich begütigend und bittend an den Vater, dessen Denk-
weise sie kennt, von dem sie aber auch weiß, welche wider-
streitenden Gefühle in ihm kämpfen. Im dem Gebahren
der Geschwister malen sich verschiedene Empfindungen:
Unmuth in dem jüngeren Bruder, der zu Hause geblieben
ist und den Preis seiner Mühen durch den Heimkehrenden
bedroht sieht, Theilnahme bei der Großmutter, Neugier
bei dem jüngsten Mädchen, Schreck bei der einen, demüthiges
Bitten um Verzeihung für den Bruder bei der anderen,
der ältesten Schwester. Die alte Magd, die an der Thür
gestanden, hat sofort den Eintretenden erkannt, Staunen
und Sorge wegen seines Aussehens, aber auch reine
Freude brüsst sich in ihrem Gesicht und ihrer Bewegung
aus. Auch der alte Hund weiß sofort, wer da gekommen
ist, und er springt ihm freudig besessend entgegen und an
ihm hinauf. Es ist der erste Liebesgruß an den Heim-
gekommenen; dankbar streichelt er dem treuen Thiere
die Stirn. —

Kugelblitze. Trotz der großen Fortschritte, die unser
Jahrhundert in der Erkenntniß der Naturerscheinungen
gemacht hat, giebt es doch noch manchen Vorgang, der
auch den Naturkundigen vollkommen räthselhaft und
unerklärbar ist. Zu den merkwürdigsten dieser Erschei-
nungen gehören die sogenannten Kugelblitze. Erst im
vorigen Jahrhundert erkannte man, daß es sich bei den
Blitzen nicht um die Entzündung brennbarer Dünste
handelt, sondern um elektrische Entladungen, die theils
zwischen Wolken, theils zwischen einer Wolke und der
Erde vor sich gehen. Während nun die Bedingungen
der gewöhnlichen Blitze genau studirt sind und wir sie
in unseren Laboratorien in kleinem Maßstabe nachmachen
können, fehlt uns jede analoge Erscheinung zu einem
Kugelblitz.

Der Blitzackblitz springt von der Wolke auf die Erde
über und hat eine Dauer von einem ganz geringen Bruch-
theil einer Sekunde; ein Kugelblitz dagegen erscheint meist
in der Nähe der Erde als eine feurige Kugel, die zuweilen
kurze Zeit an einem Orte stillsteht und sich dann während
mehrerer Sekunden mit nicht übermäßiger Geschwindigkeit
fortbewegt. Die Größe dieser elektrischen Feuerkugeln ist
eine sehr verschiedene, ebenso ihre Farbe, die weiß, gelblich
oder röthlich, zuweilen tiefroth ist; bei ihrer Bewegung
verursacht sie meistens kein Geräusch, bisweilen hört
man jedoch ein starkes Knattern, und schließlich ver-
schwindet sie unter einem keifigen Knall, bei welchem das
gewöhnliche Rollen des Donners nicht gehört wird.
Ofters zerplatzt die Kugel hierbei und sendet nach allen
Seiten hin Strahlen, die erhebliche Zerstörungen und
Brandstiftungen verursachen können.

Zuweilen entstehen die Kugelblitze nicht an der Erde,
sondern schweben direkt aus einer dunklen Wolkenmasse
langsam herab, um in der Luft zu zerplatzen. Auch im
Anschluß an andere Blitze können Kugelblitze entstehen.
So traf am 13. Juli 1869 während eines starken Ge-
witters ein Blitzackblitz einen Pappelbaum auf der Rhein-
insel bei der Mühle Schiffbrücke. Gleich darauf bewegte
sich von der Gegend dieses Pappelbaumes aus fast
horizontal eine Feuerkugel gegen einen 840 Meter ent-
fernten Kastanienbaum, wo sie unter Explosion ver-
schwand. Zu diesem Wege brauchte sie 3/4 Sekunde. Ein Theil
des Kugelblitzes, der die Kastanie getroffen, drang am
Stamme herab in den Boden; ein anderer Theil traf
drei Soldaten, die auf einer Bank unter dem Baume
geessen hatten, und tödtete zwei derselben sofort, während
der dritte schwer verletzt wurde. Harmlos sind also diese
räthselhaften elektrischen Feuerkugeln ebensowenig, wie
die wohlbekannten Blitzackblitze. —

Das „Festmahl“. Anne-Brita war eine reine Lapp-
länderin, aber das wollte sie niemals wahr haben, ob-
gleich ihr bekannt war, daß das ganze Dorf darüber
Bescheid wußte. Als sie zehn Jahre alt war, kam sie
zu einem norwegischen Hofbesizer als Hämmchen, und
seitdem war sie auf dem Hof geblieben. In den ersten
Jahren sprang sie immer auf den Hof hinaus, wenn sie
Jemand sich dem Hause nähern sah, und schrie ihm ent-
gegen: „Nur Bauern — keine Lappen!“ Die Eltern
kamen oft auf den Hof, um nach ihrer Tochter zu sehen,
und der Bauer füllte ihnen dann den mitgebrachten Sack
mit Mehl; aber die Tochter wollte meist das lappisch
gelleidete Paar nicht anerkennen. Die Schwester der
Anne-Brita war mit einem Fischer-Lappen verheirathet.
Es war in der Fischerhütte mit dem Essen nur schwach
bestellt, und man erzählte denn auch im Dorfe, daß man
wegen der Fischer-Sara keine Klagen halten konnte, da
sie sie obfing und die feinste Suppe daraus kochte, wenn
der Mann müde und hungrig von der See heimkehrte. —
„Du — hu,“ sagte Anne-Brita und warf den Kopf
zurück und rümpfte die Nase. „Ach, nein, wenn ich
denke... Kagenfleisch essen... puh... pfui... gitsch!“
„Die will nun wirklich auch ein feines Bauern-
mädchen sein... die Katielke... ihre eigene Natur
verleugnet... pfui... puh!“ sagte die Fischer-Sara.
„Aber... na, warte mir!“
Sara hatte ein großes, fettes Lamm, das sie mit
Fischabfällen und dergleichen großgezogen hatte; das
sollte der Weihnachtsbraten werden. In einem Saustä-

nachmittag im Herbst kommt Sara zu Anne-Brita und
sagt: „Höre, Du, Anne-Brita, es geht ganz jämmerlich
mit Larsen's Fischerei! Wir sind nahe daran, zu ver-
hungern... jetzt in dieser Zeit... und daher müssen
wir... ja, es ist traurig in diesen harten Zeiten...
daher müssen wir unseren Kleinen schlachten, siehst Du.“

„Guer Lamm?“ fragte Anne-Brita.
„Ja, uns bleibt kein anderer Ausweg. Aber du
großer Mo'es, was das für eine Suppe giebt!...
Selbst Pharaos in all' seinem Glanz und seiner Herrlich-
keit konnte nichts Besseres haben!“

„Das ist ja gut für Dich,“ erwiderte Anne-Brita
gleichgültig und nahm wieder ihre Arbeit vor.
„Aber ich dachte auch an Dich, Anne-Brita. Es
wäre schade, wenn Du nicht einen Löffel Suppe und
einen kleinen Bissen von diesem schönen Fleisch haben
solltest; so was ist ja auch für Dich keine Alltagskost!“

„Nein, das freilich nicht!“
„Du mußt zusehen, ob Du nicht für einen Augen-
blick Dich zu uns hinschleichen kannst.“

„Ja, ich dank' Dir, Sara, ich werd' mich schon zu
Euch hinschleichen.“

„Höre, Brita, glaubst Du, daß Du auch ein bisschen
Brot hinschmuggeln könntest?“

„Ich werde sehen!“
„Und... hör' noch, Anne-Brita, wenn Du auch
ein Schnäpschen erwischen könntest... Denn... zu
so fettem Fleisch, siehst Du... o Femine!“

„Ja, sie wollte mit dem Bauern reden; sie hätte schon
früher Schnaps bekommen, wenn sie diese Magentämpfe
kriegte, die sie von Kindheit auf hatte... Ja, sie würde
die Sachen schon mitbringen und kommen; es wäre ja
sozusagen auch für sie ein Festtag!“

„Ja, ja, wir verstehen auch, Essen zu kochen, wie
in der Fischerhütte, Anne-Brita, Du brauchst nicht über
Deine Schwester die Nase zu rümpfen.“

„Wirklich, es war sehr gut, man kann nichts Anderes
sagen... reines Weihnachtsessen... Alles... auch
so gut zubereitet...“

Plötzlich unterbrach sich Anne-Brita mitten im Satz
— das Lamm, das, wie sie meinte, gefotten vor ihr auf
dem Tische gestanden, kam blösend am Fenster vorbeig-
gesprungen; aber die große, schwarze Kaze, die immer
den Weg zum Tisch zu finden wußte, war nirgends zu
sehen. Da ging Anne-Brita ein Licht auf; mit einem
Satz sprang sie von ihrer Bank.

Die Fischer-Sara hatte sich ebenfalls erhoben und
stand, die Hände in den Seiten, da und lachte so herzlich
und laut, daß sie sich rein verhielt. Sie begleitete
Anne-Brita bis zur Thür und brachte unter Lachausfällen
herdov: „Ach ja, gewiß, die Natur verleugnet sich selten;
auch die Anne-Brita konnte Kagenfleisch essen!“

Die Bang.

Russische Sprüchwörter.

Mit Gewalt zu überzeugen,
Strebt oft grausam ein Tyrann;
Aber Recht behält die Amie
Nur, so lang' sie peitschen kann.

Es plagt oft mancher Rapp
Vor Stolz und Uebermuth,
Weil grad' in ihn der Zar
Zu speien hat geruht.

Wer arm ist und nur eine Wirtle hat,
Dem fürbt sie bald, —
Wer ihrer zehn besitzt, dem treiben sie
Den schönsten Wald.

Maximilian Bern.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19,
Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!